Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 35

Artikel: Achte auf den Weg!
Autor: Schwendener-Egli, Martha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646885

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Königs von Preussen in seiner Eigenschaft als Fürst von Neuenburg und das enge burgerrechtliche Verhältnis dieser Stadt zu Bern näher erläuterte, machte die anfängliche Missbilligung einem verständnisvolleren «Aha» Platz. Die weitere Unterhaltung galt den bernischen Milizeinrichtungen. Insbesondere schien sich der Korse lebhaft für die bernische Reiterei zu interessieren. «L'homme milicié, le cheval milicié», rief er aus, «c'est impossible d'en faire une bonne cavallerie!» Leider sollte Bonaparte mit diesem Urteil nicht ganz unrecht haben, wie die unglücklichen Märzereignisse des Jahres 1798 bewiesen.

Mitternacht war bereits vorüber, als Napoleon wieder seinen Reisewagen besteigen konnte. Als Eskorte dienten ihm aber von hier bis Solothurn nicht mehr die grünen Husaren, vielmehr waren es Bauern in gelben Kutten und in Zipfelmützen, die den Wagen des général en chef begleiteten. Die Wegstrecke von Fraubrunnen bis Solothurn wurde mit der grössten Sicherheit und unbelästigt von weinseligen Bauern und giftigen Briefschreibern zurückgelegt. Ob wohl später Napoleon wieder jemals von einer derartigen Eskorte geleitet worden ist? Wohl kaum.

F. Kasser.

Achte auf den Weg!

VON MARTHA SCHWENDENER-EGLI

Inmitten von Dampf steht sie, die Waschbarbara, zwischen Bottichen mit allerlei Wäschestücken. Im Herd in der Ecke knistern grosse Holzscheiter, und über den Waschhafen läuft zischend die Seifenlauge. Am Boden bilden sich Wasserlachen, und die Schuhe der Barbara tappen klatschend darin herum. Sie hebt mit einem Ruck den vollen Bottich auf die Bank, legt das Waschbrett zurecht und fängt mit Waschen an.

Eine strenge Arbeit, das Waschen. Der ganze Körper ist angestrengt: die Füsse vom Stehen, der Rücken vom Sich-nach-vorne-Neigen, das Genick, die Schultern — und erst die Hände. Ausgelaugt sind sie vom scharfen Seifenwasser, wundgerieben an grobem, schmutzigen Gewebe.

Einzig die Gedanken haben Musse und können spazieren gehen. Sie wandern zurück in die Zeit, als die Barbara noch ein junges Weib war. Ja, das waren noch schöne Zeiten. Da hatte sie es nicht nötig, auf den Taglohn zu gehen. Ihr Mann hatte einen ordentlichen Verdienst. Eigentlich etwas hochmütig war sie damals. Sie würde sicher die Nase gerümpft haben, wenn ihr jemand prophezeit hätte, dass sie später mit Waschen und Putzen ihr Brot verdienen müsse.

Aber das Glück kommt und geht. Mit einem Hüsteln fing es an, und nach einem halben Jahr war ihr Peter im Grab. Und seither, bald fünfzehn Jahre sind es her, ist sie die Waschbarbara. Fürwahr, ein hartes Los! Aber was blieb ihr sonst? Sie muste doch etwas verdienen, um sich und ihren Buben durchzubringen.

Ja, sie hat gelernt, den stolzen Nacken über die Arbeit zu beugen. Es war oft so schwer. Aber sie hat durchgehalten; mehr noch, sie ist vorwärts gekommen. Langte es das erste Jahr knapp für das Allernötigste — bald ging es besser. Immer mehr Kunden gewann sie. In gute Häuser rief man sie, zum Waschen, zum Putzen. Sie war wieder ordentlich stolz, als sie Erspartes auf die Bank trug. Erspartes — für ihren Buben. Er soll es einmal besser haben. Lehrer soll er werden; intelligent ist er ja. Er wird dann eine gutbezahlte Stelle erhalten, und sie wird dann nicht mehr waschen müssen. Sie wird es dann schön haben, die Hände in den Schoss legen können. Das ist immer der Schluss ihrer Gedankengänge.

Und die Barbara wäscht — ein Stück nach dem andern. Immer mehr beugt sich der Rücken. Von Zeit zu Zeit richtet sie sich auf, die Hände in die Seite stemmend. Ein Stöhnen steigt dann jedesmal über die schmalen Lippen. Ach, wie tut das Kreuz zo weh! Wenn es doch bald Mittag wäre. Aber die Arbeit muss ja doch fertig werden. Sie muss sich sputen, die Wäsche muss ans Seil, so schnell wie möglich. Jede Hausfrau wünscht es so. Die Sonne scheint grad so schön oder es lüftelt just richtig; morgen könnte es regnen. Keine Ruhe haben die Frauen, bis die Wäsche wieder schön blendend weiss und geordnet im Kasten liegt.

«Könnte ich heute über Mittag ein Stündchen nach Hause, Frau Zürcher?» frägt die Waschbarbara ihre Kundin, welche in der Waschküche erscheint. «Mein Bub reist heute ab, ins Seminar, und da sollte ich fast nachsehen, ob er auch nichts vergisst.»

«Freilich, Barbara, geh nur. So, ins Seminar geht der Junge?»

«Ja, wisst, die Gemeinde zahlt etwas und...»

«... und das andere hat sich die Mutter aus den Händen gerieben und vom Mund abgespart.»

«Ach, ich tat, was ich konnte.» Bescheiden wehrt Barbara das Lob ab.

Der Bub steht schon reisefertig im Türrahmen der alten Hütte, als seine Mutter den Stutz hinaufkeucht. Angetan mit dem dunklen Konfirmandenkleid, steifer Kragen und Kravatte — gut sieht er aus. Unter dem blonden Haar lugen die blauen Augen noch recht kindlich in die Welt. Aber das eckige, etwas vorspringende Kinn weiss doch schon, was es will, und die hohe Stirn scheint allerlei Wissen in sich aufnehmen zu wollen.

«So, bist schon gerüstet? Hast auch richtig gekocht und genug gegessen?»

«Ich hab' nicht aufgegessen, aber...»

«Aber nein, rein nichts hast du gegessen», entsetzt sich die Mutter. «Gut, dass ich hier noch etwas habe. Frau Zürcher hat es mir eingepackt für dich. Schau! Schinken und Wurst. Noch ein Stück Brot dazu, und dann hast du etwas Feines auf der Reise.»

«Ja, aber ich muss mich beeilen, sonst komme ich noch zu spät auf den Zug.» Etwas nervös versorgen die Jungenhände den Reiseproviant im Koffer, währenddem die Mutter ein Stäublein vom Anzug ihres Sohnes wischt.

«So — nun adieu!»

Schier verlegen reichen sich Mutter und Sohn die Hände, nicht zu festem Druck, nein, sie berühren sich kaum.

«So muss es denn sein. Leb wohl, Willi!»

Es scheint, als wollte der Bub noch etwas sagen, aber die Worte bleiben ungesprochen im Hals stecken. Den Koffer hat er schon in der Hand. Er wendet sich zum Gehen.

«Ich lasse dann der Frau Zürcher noch danken», ruft er noch zurück.

«Werd's ihr sagen. Aber pressier jetzt!»

«Es langt schon noch.»

Die Mutter steht unter der Haustüre und schaut dem Sohne nach. Eigentlich hätte sie ihn auf den Bahnhof begleiten können. Dass ihr das nicht vorher in den Sinn kam. «Bin ich eine dumme Babe», schilt sie sich selber. Aber es nützt nichts, es ist zu spät. Der Bub ist schon bei der Wegbiegung. Noch einmal dreht er sich um und winkt.

Da ruft ihm die Mutter nach: «Achte auf den Weg!»

Als schämte er sich dieser Mahnung — die Nachbarn haben sie sicher gehört — schreitet er schneller aus. Er ist doch nicht mehr der kleine Bub, dem die Mutter jeden Morgen nachgerufen hat: «Achte auf den Weg!» Er ist nun doch an den Strassenverkehr gewöhnt. Sein Mund verzieht sich, und er ist plötzlich froh, von Mutters Schürzenzipfel wegzukommen.

Die Mutter unter der Haustüre schüttelt es. Sie schluckt und schluckt. Dann kehrt sie an ihre Arbeit zurück. Dazu gehen ihre Gedanken mit dem Buben in die Fremde. Hoffentlich achtet er auch immer auf den Weg.

Das Leben der Waschbarbara geht weiter. Gleich hart ist ihr Tagewerk. Mehr noch spart sie. Dazu ist es einsam um sie geworden. Doch nur noch ein paar Jährchen. —

Nur noch ein Jahr. —

Eines Tages kommt die Depesche: «Examen bestanden. Willi.» Nun wird er bald heimkommen, eine Stelle haben, viel Geld verdienen. Er wird ein geachteter Mann werden, ein Herr sogar. Aber ob er sich dann nicht seiner Mutter schämen wird? Ob sie dann noch zum Waschen und Putzen gehen kann? Sicher würde er es ungern haben. Doch was sollte sie sonst tun? Ihm zur Last fallen? Nein, das möchte sie lieber noch nicht.

Die Waschbarbara kommt sich plötzlich ganz unnütz vor. Nun hat er sie eigentlich nicht mehr nötig. Diese Erkenntnis frisst an ihrem Herzen. Von dem Tag an, wo ihr Bub als Lehrer amtet, nimmt ihre Kraft ab. Es kann vorkommen, dass sie eine Wäsche nicht fertig machen kann. Doch will sie sich nicht ergeben. Sicher, sie hätte es nicht mehr nötig, auf den Taglohn zu gehen. Der Bub schickt ihr ja jeden Monat Geld, mehr als sie je brauchen könnte. Aber sie will doch noch schaffen, solange sie noch mag.

Vom Waschbottich weg führt man die Waschbarbara ins Spital. Heftige Krämpfe haben sie befallen. Eine Operation scheint sie zu retten, aber das Herz will nicht mehr. Eines Morgens liegt sie tot im Bett.

Die Trauergemeinde entfernt sich vom offenen Grab. Nur ein grosser, blonder Mann steht noch dort. Endlich wendet auch er sich ab. — Da — was war das eben? Hat nicht eben seine Mutter gerufen: «Achte auf den Weg!»

«Ja, Mutter, ich werde auf meinen Weg achten.»